

beeindruckend waren indes die vielen Bildstöcke an der Straße – ein Erleben, völlig ungewohnt für den Schwaben aus Stuttgart. Unauslöschlich ist seither die Erfahrung: Mainfranken ist das Land der Bildstöcke.

Diesem Phänomen hat der Verfasser, Bezirksheimatpfleger von Unterfranken, seit vielen Jahren dieser Bildstock-Landschaft verbunden, einen Band gewidmet. Mehr als 90 Bildstöcke werden im Bild gezeigt und eingehend beschrieben. Einen besonderen Hinweis verdienen jene Tafeln, die an den großen Wallfahrtswegen stehen, so nach Walldürn, auf den Kreuzberg in der Rhön, nach Vierzehnheiligen usw. Sie waren gleichsam Wegweiser für die Pilger. Dem so Gebotenen schließt sich eine Analyse des Materials an: »Gründe und Anlässe für Bildstocksetzungen«, »Inschriften«, »Themen und Darstellungen auf den Bildstöcken« usw. Die Vielfalt ist groß. Bedauerlich ist, daß viele Bildstöcke in der letzten Zeit durch Unachtsamkeit oder auch vorsätzlich vernichtet wurden und nur selten Ersatz geschaffen wird. Auch dies ist ein Hinweis auf die schleichende Säkularisierung unseres Alltags.

Der vorgelegte Band ist nicht nur eine hervorragende Dokumentation einer alten Form der Volksfrömmigkeit. Er erschließt ein Charakteristikum der mainfränkischen Landschaft. Durch seine Aufmachung, die guten Bilder und die gelungenen Texte eignet er sich auch als Geschenk für alle Freunde dieses Landes.

Rudolf Reinhardt

14. Umschau

In einem lebendig geschriebenen Buch schildert *Karl Mittermaier* Leben und Wirken der sogenannten »deutschen Päpste« (*Die deutschen Päpste Gregor V., Clemens II., Damasus II., Leo IX., Viktor II., Stephan IX., Hadrian VI. Graz u. a.: Verlag Styria 1991*). Der Erstgenannte kam als Vertrauter Kaiser Ottos III. auf den Stuhl Petri; die nächsten fünf zogen nach dem »Handstreich« von 1046 als »Reformer« nach Rom; zwar waren ihnen, mit Ausnahme von Leo IX., meist nur wenige Monate auf dem Stuhle Petri vergönnt; trotzdem wurden sie zu wichtigen Wegbereitern des »Reformpapsttums«. Hadrian VI., Lehrer Kaiser Karls V. und auf dessen Initiative hin gewählt, blieb an der römischen Kurie zunächst ein »Außenseiter«. Ob er sich durchsetzen und wichtige Reformimpulse hätte geben können, wäre ihm ein längerer Pontifikat beschieden gewesen, bleibt eines der Geheimnisse der Geschichte. Das Büchlein, ohne Bilder, aber mit Zeittafel und Tabellen, eignet sich auch als Geschenk.

Rudolf Reinhardt

Anzuzeigen ist hier die neunte Auflage einer Pascal-Übersetzung, die jedoch lediglich den unveränderten Nachdruck der fünften Auflage von 1954 bietet: *Blaise Pascal, Über die Religion und über einige andere Gegenstände (Pensées), übers. u. hg. v. Ewald Wasmuth. Gerlingen: Lambert Schneider, 9. Aufl. 1994. 588 S. Geb. DM 48,-*. Dies wäre nicht weiter zu beklagen, wenn sich nicht die Frage nach dem Original, namentlich nach der den Sinn schwerwiegend affizierenden Anordnung der unter dem Titel »Pensées« geläufigen Fragmente, mittlerweile tiefgreifend verschoben hätte. (Vgl. hierzu Albert Raffelt, *Blaise Pascals »Discours sur la religion«*. Zu einer neuen Ausgabe der »Pensées« durch E. Martineau, in: *ThPh* 69 (1994), 402–410) So läßt diese Neuauflage ein seinerzeit verdienstvolles Unternehmen, das nach wie vor die einzige deutsche Ausgabe mit hilfreichen Beigaben (Anmerkungen, Nachwort zu Leben und Lehre Pascals, Sachregister) darstellt, als Anachronismus erscheinen.

Leonhard Hell

Unter dem Titel *Katholische Pfarrer in der Alpenregion um 1850* legte *Marianne-Franziska Imhasly* einen Beitrag zu einer Sozial-, Wirtschafts- und Bildungsgeschichte der katholischen Geistlichkeit im 19. Jahrhundert vor (*Religion – Politik – Gesellschaft in der Schweiz, Bd. 9. Freiburg/Schweiz: Universitätsverlag 1992*). Geschildert wird näherhin das Leben der Geistlichkeit im (deutschsprachigen) Oberwallis. Neben den amtlichen Akten im Bischöflichen Archiv Sitten und im Staatsarchiv Sitten standen einige Privatarchive und private Sammlungen zur Verfügung; im Archiv des Geschichtsforschenden Vereins vom Oberwallis in Brig konnte der Nachlaß des profilierten Pfarrers Clemens Bortis eingesehen werden. In diesem Band unseres Jahrbuchs interessieren vor allem die Nachrichten über die Ausbildung der Walliser Geistlichkeit. Als vorbereitende höhere Schulen unterhielten zunächst die Jesuiten in Brig und Sitten Kollegien (Gymnasien bzw. Lyzeen); als Folge des Sonderbundskrieges mußte der Orden das Wallis verlassen. Weltgeistliche übernahmen zum Teil die Lehrstellen. Das eigentliche Theologiestudium war am (»Tridentinischen«) Priesterseminar in Sitten möglich; wer eine bessere Ausbildung wollte, ging nach

Wien, Luzern oder ans Borromäum in Mailand. Auch Freiburg/Schweiz und Freiburg/Breisgau werden als Studienorte genannt. Der priesterlichen Fortbildung dienten Pastorkonferenzen, die – wohl nach dem Vorbild des Konstanzer Generalvikars Wessenberg – immer mehr in Übung kamen. Kapitelsbibliotheken scheinen aber nicht eingerichtet worden zu sein. Der Bildungsauftrag der Geistlichkeit erstreckte sich nicht nur auf die Seelsorge. Beim desolaten Zustand des Volksschulwesens im Wallis im 19. Jahrhundert mußten an nicht wenigen Orten, vor allem in den Bergen, die Pfarrer und Kapläne die Rolle des Volksschullehrers übernehmen. Auch nach der Bestellung von Lehrern verblieb den Pfarrern noch immer großer Einfluß auf das örtliche Schulwesen. Eine wichtige Möglichkeit, außerhalb von Schule und Kirche erzieherisch auf die Gemeinde zu wirken, war das Theaterspiel, das an nicht wenigen Orten, vor allem in den Wintermonaten, gepflegt wurde. Die Pfarrer wirkten meist als Regisseure, nicht selten auch als Dichter neuer Stücke mit. Da die meisten Pfarrherren eine eigene Landwirtschaft führen mußten, konnten sie auch hier erzieherisch auf die Gemeinde einwirken und den Bauern neue Methoden beibringen. Einzelne Geistliche leisteten – obwohl Autodidakten – Hervorragendes als Historiker, Meteorologen, Geometer und Naturwissenschaftler. Beigegeben wurde von der Autorin das Verzeichnis der Bibliothek eines Pfarrers, der 1841 verstarb. Genannt werden 165, meist mehrbändige Titel. Naturgemäß dominierten Predigtbücher und moraltheologische Werke (darunter Sailers Pastoraltheologie von 1820). Zu den Büchern gehörte auch ein »Benedictionale Constantiense« (leider ohne Angabe des Erscheinungsjahres).

Rudolf Reinhardt

Leopold beschränkt seine 1901 abgefaßten Erinnerungen (*Johannes Leopold: Erinnerungen aus meinem Leben (1840–1906) (Lebendige Vergangenheit. Zeugnisse und Erinnerungen, Bd. 16)*. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer 1994. Geb. 136 S., 10 Abb. DM 32,-) auf die ersten 24 Jahre seines Lebens und läßt sie mit seinem Wegzug aus dem oberschwäbischen Altshausen im Jahre 1885 enden. Er gliedert seine chronologisch strukturierten Ausführungen dabei in die vier ungleichen Teile Kindheit und Elternhaus, seine Lebensphase als Lehrer, sein Studium an der Universität Tübingen und sein Wirken als Pfarrer, wobei letzteres Kapitel etwa die Hälfte seiner Lebensbeschreibung einnimmt.

Leopold stammte aus einer protoindustrialisierten Weber- bzw. Bauernfamilie, die dem Wunsch des jungen Kindes, Pfarrer werden zu wollen, aus finanziellen Gründen wenig Verständnis entgegenbrachte. Erst ein Sonntagsschullehrer überredete die Eltern, ihn nicht zum Weber, sondern zum Lehrer ausbilden zu lassen. Sein geistliches Berufsziel auch als Lehrer immer vor Augen, begann er schließlich mit 23 Jahren Latein und Griechisch zu lernen und qualifizierte sich für das Seminar Schöntal, wo er anfänglich von seinen erheblich jüngeren Kommilitonen als »Provisorle« verspottet wurde. Mit verschiedenen Stipendien finanzierte der mittellose Leopold seine Studien in Tübingen, die er einschließlich detaillierter Vorlesungsinhalte minutiös beschreibt. Nach einer kurzen Phase als Hauslehrer bzw. Vikar in Gerstetten wurde er 1871 zu der evangelischen Diasporapfarrei nach Altshausen berufen, die er bis zum Ende seiner Memoiren innehatte.

Leopolds Erinnerungen an seine Pfarrtätigkeit sind geprägt durch die konfessionelle Konfrontation mit der katholischen Kirche, obwohl er sich selbst als tolerant gegenüber dem Katholizismus charakterisiert und auch seine katholischen Amtskollegen durchaus differenziert beschreibt. Aufmerksam registriert er Konversionen und Mischehen, die immer wieder zu Konflikten mit den katholischen Geistlichen führen, da diese seiner Erfahrung nach die katholischen Ehepartner gegen die konfessionelle Mischehe aufhetzen. Die Zuspitzung bzw. Verhärtung der konfessionellen Bruchlinien führt er dabei auf das Konzil des Jahres 1870 zurück, eines der wenigen politischen Ereignisse, die er in seine Erinnerungen aufnimmt.

Nur geringen Einblick gewährt Johannes Leopold dem Leser in eigene familiäre Lebenswelten. Lesenswert bleiben seine Ausführungen deshalb vor allem im Hinblick auf die Erfahrungen in der konfessionellen Grenzsituation.

Johannes Wahl

Zwei Doppelhefte des Jahrgangs 1993 der literarischen Zeitschrift ALLMENDE empfehlen sich – wie die Zeitschrift der alemannischen Region in ihrem weitesten geschichtlichen Umfang überhaupt – ganz speziell und uneingeschränkt auch dem historischen Interesse. Heft 36/37 benennt als thematisch geschlossener Band von 251 Seiten sein Sujet: *Alemannisches Judentum. Versuche einer Wiederannäherung*. Historische Originaltexte wechseln darin mit fachhistorischen Aufsätzen und Essays ab. Stellvertretend für eine ganze Reihe des letztgenannten Genus' seien genannt Heiko Haumann, Wege zur Geschichte der Juden am Oberrhein; Bernhard Purin, »Ich habe nie aufgehört, ein Voralberger zu sein«. Hohenemser Juden in der Fremde; Uri R. Kaufmann, Erinnerung an die badische Historikerin Selma

Stern; *Hugo Ott*, Zur Rolle der jüdischen Intelligenz an der Universität Freiburg. *Jost Großpietsch* berichtet außerdem über die Gründung des historischen Arbeitskreises »Alemannia Judaica« (vgl. Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 12, 1993, S. 318f.). Die »Wiederannäherung« gilt einer unwiderruflich versunkenen, barbarisch zerstörten Welt zwischen Elsaß und Arlberg, zwischen Bern und Heidelberg. Sie gilt einem Schriftsteller wie Alfred Mombert (1872–1942), einem Philosophen wie dem seit 1909 in Meersburg ansässigen Fritz Mauthner (1849–1923) ebenso wie einem in der Weltgeschichte sonst nicht weiters hervorgetretenen jüdischen Händler Simon Kaufmann aus Gernsbach, dem nach der bürgerlichen Eheschließung mit einer Christin (1811) eine kirchliche Trauung verweigert wurde, obwohl der zuständige Pfarrer beider Wunsch mit der einverständigen Begründung befürwortet hatte: »denn sie lieben sich«. Bedenkliche Züge unserer »Zeitgeschichte«, d. h. der unmittelbaren Gegenwart, sprechen bereits wieder aus den Aufzeichnungen einer Betroffenen, *Lotte Paepcke*, von 1992: »Es kommt wieder herauf, das Schreckliche... Jüdische Gräber geschändet, Zerstörungen an Synagogen, Schmähungen gegen jüdische Gemeinden, »Judenschweine« an Mauern angeschrieben. Das Schreckliche, die Gefahr sind wieder aufgelebt...« (Übrigens war bereits Heft 24/25, 1989, dem Thema Judentum im alemannischen Raum gewidmet gewesen.) – Heft 38/39 ist unter dem Gesamttitel *Von der Vergangenheit unserer Gegenwart* ein im einzelnen bunter Sammelband, der unter anderem Beiträge enthält über den derzeit (wieder einmal) diskutierten »Fall Grüninger« (St. Gallen), über ultramontane Kreuzzüge gegen das Aufkommen einer demokratischen Kultur im Vorarlberg des vorigen Jahrhunderts, über den württembergischen Reformrabbiner (in Buttenhausen) und nachmaligen sozialistischen Literaten Jakob Stern, über schweizerische Anschlußbestrebungen an das nationalsozialistische Deutschland, über die Nachkriegssituation auf der Reichenau und Mainau und über den Sinn des Betriebs von Stadtgeschichte(n). Spezielles Interesse der Eingeweihten wie der nur ungefähr Informierten dürfte der Beitrag von *Oswald Burger* auf sich ziehen: »Ein freier geistiger Tauschplatz. Der Beitrag der »Gesellschaft Oberschwaben« zur gesellschaftlichen Erneuerung«. Mittelpunkte und Motoren dieser von Sommer 1945 bis zur Währungsreform 1948 aktiven kultur-politischen Initiative waren der Aulendorfer Buchhändler Josef Rieck und der »Laientheologe« und Pädagoge Ernst Michel, denen es gelang, Menschen von Rang und Namen (genannt sei nur Carlo Schmid) zu regelmäßigen Besprechungen nach Aulendorf zu bringen und diesem Kreis auf dem Weg des Diskurses und der Konsensbildung Einfluß auf die entstehende Verfassung des Landes Württemberg-Hohenzollern zu verschaffen. Das Projekt einer fest institutionalisierten »Akademie« in Aulendorf konnte zwar nie realisiert werden, war aber nicht der schwächste derjenigen Impulse, die letztendlich (1951) zur Gründung der Akademie der Diözese Rottenburg-(Stuttgart) führten. Mit dem Tod von Dr. Walter Münch (1992), des letzten – und nicht nur deswegen legendären – Landrats von Wangen, dürfte die letzte lebende Gestalt aus diesem Kreis dahingegangen sein – und eine ihrer farbigsten dazu. (*ALLMENDE*, 13. Jg., 1993, Heft 36/37, 251 S.; Heft 38/39, 316 S. Hrsg. von *Manfred Bosch u. a.* Edition Isele, Heidelbergstr. 9, D-79805 Eggingen. Pro Doppelheft DM 30,-; zwei Doppelhefte im Abonnement DM 53,-.)

Abraham Peter Kustermann

Unter dem Titel *Zollernalb-Profile* gibt der Zollernalbkreis seit geraumer Zeit ein eigenes Jahrbuch heraus. Mit Band 3 (Balingen: Landratsamt 1993. 319 S.) feierte der Kreis seinen zwanzigsten Geburtstag. Vorgelegt wurde ein bunter Kranz an Informationen über Kunst und Bildung, Industrie und Wirtschaft, Natur- und Umweltschutz, Geologie usw. Unter den historischen Beiträgen sei zunächst auf die instruktive und gedrängte Darstellung von *Eberhard Gönner* »Hohenzollern und Württemberg – geschichtliche Kräfte im Zollernalbkreis« (S. 9–26) verwiesen. Den nördlichen Teil des heutigen Kreises bilden die beiden ehemaligen hohenzollerischen Grafschaften Haigerloch und Hechingen; sie blieben in der Reformationszeit katholisch. Die südliche Hälfte um Balingen war württembergisch und wurde deshalb evangelisch. Die beiden Teile hatten deshalb je eine eigene Geschichte. Sie war lange Zeit auch durch die Rivalität zwischen Württemberg und den hohenzollerischen Grafen und Fürsten bestimmt. Die Hohenzollern konnten sich gegen den übermächtigen Nachbarn im Norden nur deshalb halten, weil sie sich an Österreich und Kurbrandenburg anlehnten. Die Revolution von 1848 zwang dann die Fürsten, ihre politische Selbständigkeit aufzugeben. Das angebliche Angebot, die Landeshoheit dem Königreich Württemberg zu übertragen, soll König Wilhelm abge schlagen haben: Die Bewohner des Landes seien nicht nur Katholiken, sondern auch Revolutionäre, und von beidem habe er im eigenen Lande selbst genug. So kam es schließlich zum Anschluß Hohenzollerns an Preußen, eine Verbindung, die bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs bestehen blieb. Da auch Hohenzollern dann im Land Baden-Württemberg aufging, wurde 1972 die Errichtung des Zollernalbkreises möglich.

Andreas Zekorn bietet Listen und Biographien der »Oberamt­männer und Landräte im Gebiet des heutigen Zollernalbkreises, 1806–1992« (S. 27–70). Auffallend ist, daß in der preußischen Zeit Hohenzollerns viele »Preußen« (Ostpreußen usw.) evangelischer Konfession als Oberamt­männer in Hohenzollern eingesetzt waren. – *Peter Thaddäus Lang* schließlich schildert »Die Ver­waltungsorganisation der katholischen Kirche im Zollernalbkreis« (S. 195–208). Diese Aufgabe war nicht leicht zu lösen, da der heutige Zollernalbkreis seit langem nicht nur zu unterschiedlichen Dekanaten, sondern sogar zu zwei verschiedenen Diözesen (Freiburg und Rottenburg-Stuttgart) gehört.

Unter dem Titel *Hohenstaufen – Helfenstein. Historisches Jahrbuch für den Kreis Göppingen* geben der Geschichts- und Altertumsverein Göppingen und der Kunst- und Altertumsverein Geislingen seit 1991 eine gemeinsame Zeitschrift heraus. Sie erscheint jährlich und dient gleichzeitig als Mitgliedergabe. Die Redaktion besorgt das Kreisarchiv Göppingen (Kreisoberarchivrat Walter Ziegler). Zur Anzeige liegen uns die drei ersten Bände vor (1991 bis 1993). Da der Kreis Göppingen zu den wichtigsten Industriezonen unseres Landes zählt, findet die Geschichte von Wirtschaft, Handel, Handwerk und Verkehr gebührende Beachtung. Genannt sei allein der interessante Beitrag von *Wolf-Ingo Seidelmann* »Mit dem Binnenschiff über die Schwäbische Alb. Kanalpläne durch das Filstal, 1917–1972« (Bd. 2, 1992, S. 188–217). Dieser technisch überaus aufwendige Kanal wäre Teil einer Wasserstraße Rhein – Neckar – Donau – Bodensee geworden. Erst 1972 ließ man das Projekt endgültig fallen und gab die Trasse für andere Planungen frei. *Uwe Gross*, »Ergänzende Bemerkungen zu den Gefäßbeigaben der ›Dame von Donzdorf‹ (Grab 78)«, postuliert aufgrund der Beigaben in dem genannten Grab, wie auch in anderen Gräbern des Donzdorfer Reihenfriedhofs (6. Jahrhundert) die Besiedelung der Gegend mit Elbgermanen (Thüringer, Langobarden usw.), die sich auf merowingische Initiative hier niedergelassen haben. Dies entspricht durchaus dem, was auch anderwärts im alemannischen Gebiet, in Rheinhessen und in der nördlichen Schweiz, festzustellen ist (Bd. 1, 1991, S. 11–18). Band 3 (1993) bietet zwei historische Beiträge, die Beachtung verdienen. *Karlfriedrich Gruber*, »Dr. Veit Werler und Graf Georg zu Helfenstein (1518 – 1573). Ein Beitrag zur Jugendgeschichte des Grafen und zur Rezeption des Humanismus am Hof zu Wiesensteig« (S. 39–95), bestätigt erneut den hohen geistigen Rang, den die Wiesensteiger Residenz bis zum Aussterben der Helfensteiner (1627) halten konnte. *Hubert Wolf*, »Im Zeichen der ›Donzdorfer Fakultät. Staatskirchenregiment – ›Liberale‹ Theologie – Katholische Opposition« (S. 96–116). Die Grafen von Rechberg waren in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts bereit, den von der württembergischen Regierung gemaßregelten katholischen Geistlichen (meist ehemalige Repetenten des Wilhelmsstifts) Pfarreien und Kaplaneien unter ihrem Patronat zu übertragen. So kam es um Donzdorf zu einem Kreis ultramontan und jungkirchlich gesinnter Theologen. Ihrer geistigen Regsamkeit wegen erhielt die Gruppe den Übernamen »Donzdorfer Fakultät«. Nach der Revolution von 1848, die nicht nur eine Reduktion des Staatskirchenregiments brachte, sondern auch die ultramontane Bewegung in der Diözese Rottenburg spaltete, wurden die »Donzdorfer« zu einflußreichen, auch intriganten Gegenspielern des Rottenburger Bischofs Joseph Lipp und der Tübinger Fakultät. 1869 versuchten sie sogar, die Bestätigung des neugewählten Bischofs Carl Joseph von Hefele zu hintertreiben. – Jeder Band des neuen Jahrbuchs bietet überdies Besprechungen von Büchern zur Geschichte des Kreises, wie auch Berichte über die Aktivitäten der beiden Vereine.

Der neue Band der *Reutlinger Geschichtsblätter* (Jahrgang 1993, NF 32) präsentiert sich in einem neuen, frischeren Gewand. Waren die Hefte bislang in flexibler Broschur mit Klebebindung und in gelb-orangem Cover erschienen, erhalten sie nun einen festen Einband in dunkelblauer Leinenstruktur mit Fadenheftung, auch einen Umschlag mit einer jeweils auf den Inhalt bezogenen Abbildung. Aus den Heften der ersten Nachkriegsjahre wurden stattliche Bücher; der neue Band hat einen Umfang von 327 Seiten. Neu ist auch, daß nunmehr das Stadtarchiv Reutlingen und der Reutlinger Geschichtsverein gemeinsam als Herausgeber erscheinen. Dies ist eine Konsequenz aus der Tatsache, daß seit langem die Blätter vom Stadtarchiv, d. h. von seinem Leiter, redaktionell betreut werden.

Im Hinblick auf den Inhalt wurde die alte Konzeption beibehalten. Einige Beiträge sollen hier nur kurz erwähnt werden, so *Manfred Reicherter*, Reutlinger Polizeigeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart (S. 119–235), oder *Rainer Loose*, Vom Wasserrad zur Turbine. Zur Geschichte der Wasserkraftnutzung an der Zwiefalter Ach im 19. und frühen 20. Jahrhundert (S. 237–265). Über die Grenzen der Stadt hinaus verdient Beachtung der Beitrag von *Anette Löffler*, Das unscheinbare Kleid alter Bücher. Die Sondersammlung »Abgelöste Bucheinbände« im Reutlinger Stadtarchiv (S. 9–90). Die Autorin stellt die Abteilung S 201 im Reutlinger Stadtarchiv vor. Die meisten der Bucheinbände, meist Fragmente, stammen

aus der Reutlinger Stadtbibliothek, die in den Jahren von 1955 bis 1968 ihren Altbestand mit neuen Einbänden versehen ließ. Dabei fielen zahlreiche Stücke (Urkunden, Inkunabeln, Drucke) an, die in älteren Einbänden »verarbeitet« worden waren. Die Stadtbibliothek überließ die Sammlung dem Archiv; hier wurde sie fachgerecht katalogisiert und verzeichnet. Die Autorin stellt einige Beispiele vor: So fand sich eine Urkunde aus dem Jahre 1549, in welcher die Stadt Reutlingen dem Zwiefaltener Abt Nikolaus Buchner und seinem Konvent eine jährliche Zinszahlung von 500 fl verschrieb. Das älteste Stück dürfte zwischen 825 und 850 entstanden sein; es ist ein Fragment der Dialoge Papst Gregors I. Besonders häufig wurden liturgische Bücher »verarbeitet«, da sie durch neue Ausgaben überflüssig geworden waren oder aber nach der Reformation nicht mehr benötigt wurden. Beachtung verdienen auch die Stücke, die aus einem als verloren geltenden Anniversar des Rottenburger St. Moritz-Stiftes stammen.

Besonders interessant ist eine Notiz auf einem Kalendar; hier wird erwähnt, daß am 2. April 1351 in Reutlingen nicht weniger als 300 Geistliche (229 Akolythen, 40 Subdiakone, 39 Diakone, 48 Priester) vom Konstanzer Weihbischof geweiht wurden. Der Tag (Samstag sitientes vor dem Passionssonntag) war der offizielle Weihetermin der Diözese. Der Grund dafür, daß in diesem Jahr nicht in der Bischofskirche, sondern in Reutlingen geweiht wurde, war wahrscheinlich die schreckliche Pestepidemie, die 1350 auch den Bodenseeraum erreichte (Helmut Maurer, Konstanz im Mittelalter. Bd. 1. Konstanz 1989, S. 205; neuerdings auch Klaus Bergdolt, Der Schwarze Tod in Europa. Die Große Pest und das Ende des Mittelalters. München 1994, vor allem S. 80). Die Zahl der Akolythen muß wahrscheinlich durch vier geteilt werden; die Weihebewerber dürften die vier niederen Weihen am selben Tag empfangen haben. – Erwähnung verdient auch ein Stück aus dem Augsburger Karmelitenkloster vom Jahre 1494. Es ist ein gedrucktes Formular für die Aufnahme ins Kloster; eingesetzt werden mußten nur noch der Name sowie Monat und Tag des Eintritts. Von diesem Formular war bislang nur ein Exemplar (Britisches Museum in London) bekannt.

Mit einiger Verspätung wird hier der 17. Band der bewährten *Lebensbilder aus Schwaben und Franken* (im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hg. v. *Gerhard Taddey*. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer 1991) angezeigt. Wir beschränken uns auf einige wenige Hinweise. *Hans-Martin Schwarzmaier* schildert das Leben des »Konrad von Urach, Abt von Clairvaux und Cîteaux, Kardinalbischof von Porto, um 1177–1227« (S. 1–17). Ursprünglich für eine höhere geistliche Karriere im zähringischen Einflußbereich bestimmt, trat Konrad 1199, wohl getragen von der religiösen Bewegung der Zeit, in den Zisterzienserorden ein, und zwar in Villers (bei Lüttich). Zehn Jahre später schon wurde er Abt, zunächst seines Heimatklosters, 1215 in Clairvaux, 1217 in Cîteaux; er trat damit an die Spitze des Gesamtordens. Dies bedeutete aber keinen Rückzug in die Beschaulichkeit. Bereits zwei Jahre später wurde er Kardinalbischof von Porto und S. Rufina. Als Vertrauter von Papst Honorius III. durchreiste er in den folgenden Jahren fast ganz Europa in diplomatischer Mission; 1227 habe er große Aussichten gehabt, selbst Papst zu werden. Gestorben ist er im selben Jahr. Unausgeführt blieb sein Plan, in Güterstein, also in der Nähe von Urach, eine Zisterze als Familienkloster zu gründen. – Aus der Feder von *Walter Hehl* stammt eine Biographie »Johann Albrecht Bengel, württembergischer Prälat und Schriftgelehrter, 1687–1752« (S. 32–50). Bengel war einer der großen Väter des schwäbischen Pietismus. – *Paul Kopf* schließlich schildert das Leben von »Anselm (Friedrich August) Schott, Übersetzer des römischen Meßbuches, 1843–1896« (S. 171–193). Schott, geboren auf Stauffeneck bei Salachberg, war zunächst Priester in der Diözese Rottenburg; 1868 trat er in das Benediktinerkloster Beuron ein. Dies war nicht ungewöhnlich; begeistert von der monastischen Bewegung der Zeit, gingen nicht wenige junge Männer diesen Weg, auch solche, die bereits Priester waren. Da in Württemberg Männerklöster verboten waren, blieb nur das Ausland. Unvergessen bei der älteren Generation ist Schott bis heute durch die Übersetzung des römischen Meßbuches; sie erlebte viele Auflagen und war den liturgisch Bewegten ein unentbehrlicher Weggefährte.

Im Jahre 1990 feierte der Deutsche Orden das 800jährige Jubiläum seines Bestehens. Im selben Jahr konnte Mergentheim, fast drei Jahrhunderte Sitz des Hochmeisters des Ordens, auf 650 Jahre Geschichte als Stadt zurückblicken. Dies nahm der Verein, der das Deutschordeus-Museum (Sitz im ehemaligen Schloß des Hochmeisters) betreut, zum Anlaß, eine Festschrift herauszugeben, übrigens der erste Band eines wohl regelmäßig erscheinenden Jahrbuchs. Unter den Beiträgen sei zunächst auf eine kurze Geschichte der Kommende Köniz bei Bern verwiesen (*Georg Glowatzki*, Köniz und der Deutsche Orden, S. 11–15); die Reformation brachte auch hier faktisch das Ende. – Der Facharzt für Chirurgie *E. Müller*

(Würzburg) behandelt die »Medizinisch-ärztliche Versorgung der Kreuzzugsheere« (S. 17–22). Er kommt zur Auffassung, daß die Mängel eben in der ärztlichen Versorgung und die dadurch verursachten hohen Ausfälle wichtige Gründe für das Scheitern der Kreuzzüge gewesen sind. – *Helmut Hartmann* (Die Komture des Deutschen Ordens zu Mergentheim in den ersten drei Jahrhunderten der Kommende, 1221–1534) bietet Biographien der Hausoberen bis zum Einzug des Deutschmeisters. Das Schwergewicht lag beim fränkischen Adel (S. 23–47). – *Klaus Miltzer* (Der Hochmeister Gottfried von Hohenlohe) und *Axel Hermann* (Walter von Cronberg, der Deutsche Orden und Mergentheim) schildern die Persönlichkeiten zweier Hochmeister, die an Wendepunkten in der Geschichte des Ordens wirkten. Unter Hohenlohe verlegten die Deutschherren den Sitz des Hochmeisters von Venedig auf die Marienburg. Dies demonstrierte einen Wechsel in den Zielen des Ordens: An die Stelle des Kampfes um das Heilige Land traten die Mission und die Kolonisation im Osten. – *Gert Ammann* (Künstlerische Beziehungen zwischen Mergentheim und Innsbruck zu Beginn des 17. Jahrhunderts) (S. 67–75): Mit dem Amtsantritt von Erzherzog Maximilian als Hochmeister des Ordens im Jahre 1585 begann die Quasi-Erblichkeit dieses Amtes in der Habsburgischen Dynastie. Maximilian war gleichzeitig Landesherr in Tirol mit der Residenz in Innsbruck. Durch diese Vereinigung kam es zu einem regen künstlerischen Austausch zwischen Tirol und dem Deutschordensland in Franken. Ein solches Phänomen läßt sich auch bei anderen Kumulationen geistlicher und weltlicher Ämter beobachten.

Um 1070 kamen Reliquien des Wüsten- und Mönchsvaters Antonius nach La-Motte-aux-Bois im Viennois. Dort entstand bald eine große Wallfahrt; der Heilige wurde vor allem bei einer damals weit verbreiteten Krankheit, dem »heiligen Feuer« (Mutterkornbrand), angerufen. Zur Betreuung der Kranken und Pilger entstand eine eigene Bruderschaft für Männer und Frauen. Sie gewann rasch an Ansehen und breitete sich über fast ganz Europa aus; zahlreiche Spitäler wurden gegründet. Hierzulande wurde der heilige Antonius vor allem als Viehpatron verehrt. Im späten Mittelalter begegnet er auch als Patron der Ritter; Herzog Albrecht I. von Bayern stiftete 1382 unter seinem Namen einen Ritterorden zum Kampf gegen die Türken. 1247 konstituierte sich die Bruderschaft als Ordensgemeinschaft (mit Augustinusregel). Fünfzig Jahre später wurden aus den Krankenpflegern von einst Augustiner-Chorherren. Dem Mutterkloster wurden von Anfang an alle Niederlassungen inkorporiert. Die ältesten Häuser in Deutschland waren Roßdorf, Grünberg und Memmingen. Seit dem späten Mittelalter ließ sich der Niedergang des Ordens nicht mehr aufhalten; 1774 beschloß das Generalkapitel die Union mit den Maltesern. Dies war das klägliche Ende einer Bruderschaft, die mit hehren Zielen begonnen und Großes geleistet hatte.

Aufgrund dieses tragischen Schicksals fehlt dem Orden seit 200 Jahren ein »Traditionsträger«. Auch die Erforschung seiner Geschichte war recht sporadisch, meist auf lokaler Ebene. Einen gewissen Umschwung brachte erst *Adalbert Mischlewski* mit seiner Bonner Dissertation »Grundzüge der Geschichte des Antoniter-Ordens bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts (unter besonderer Berücksichtigung von Leben und Werk des Petrus Mitte de Caprariis)«, erschienen 1976 (Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte, Bd. 8). Auch in seinen späteren Forschungen kehrte Mischlewski immer wieder zu diesem Thema zurück. Auf seine Initiative hin wurde nun 1991 in Grünberg ein »Antoniter-Forum/Gesellschaft zur Pflege des Erbes der Antoniter« gegründet. Es macht sich zum Ziel, die »Forschung und Dokumentation des Antoniter-Ordens« zu fördern, »Beratung und Hilfe bei denkmalpflegerischen Aufgaben zu leisten, mögliche Informationen zu geben und – in Anlehnung an die Ziele der Antoniter – caritative Zwecke zu verfolgen«. Inzwischen haben drei Generalversammlungen stattgefunden, 1991 in Memmingen, 1992 in Tempzin (Mecklenburg) und 1993 in Uznach, alles Orte mit Antoniter-Tradition. Seit 1993 erscheint eine eigene Zeitschrift, das *Antoniter-Forum*.

Im ersten Heft stellt *Albrecht Eckhardt* zunächst »Die Antoniterkapelle in Fintel«, Kreis Rotenburg an der Wümme, (S. 7–16) vor. Die Kapelle wurde zwar nach der Reformation abgebrochen; ein spätgotischer Flügelaltar konnte jedoch in die Pfarrkirche übertragen werden. – In seiner späteren Phase fällt auf, daß der Orden personell sehr schwach besetzt war. So wurde es möglich, daß angebliche oder ehemalige Ordensmitglieder auf eigene Rechnung und in die eigene Tasche arbeiteten. *Hermann J. Hallauer* schildert einen solchen Fall: »Ein Betrüger im Ordenskleid. Die Verhaftung des Wernher Lochinger »Stelczer« bei Bozen im Jahre 1458« (S. 17–27). Dieser ehemalige Memminger Antoniter terminierte ohne Erlaubnis recht marktschreierisch in der Gegend von Kaltern, wurde aber gefangen genommen und nach Memmingen gebracht. Dort blieb er bis zu seinem Tod 1462 im Kerker. – *Peer Frieß*, »Ein Orden bekämpft das »Heilige Feuer«. Krankenfürsorge im Mittelalter am Beispiel der Antoniter« (S. 28–41), stellt ein Unterrichtsprojekt vor; acht Quellentexte sind beigegeben. – *Paul Oberholzer*, »Die Pfarrei Russikon

und das Antoniuspital Uznach« (S. 42–44), und *Elisabeth Clementz*, »Ursprung und Entstehung des Antoniterhauses Isenheim« (S. 45–48) stellen Episoden aus der Geschichte zweier Antoniterhäuser vor. Mit dem Memminger Antoniterhaus, heute im Besitz der Stadt, beschäftigen sich zwei weitere Beiträge. *Michael Dapper* berichtet über die Ausgrabungen (S. 49–52), *Ingrid Stetter* stellt die Sanierung des Gebäudes und ein Nutzungskonzept vor (S. 53–54) (Bibliothek, Antonitermuseum). Unter dem Titel »Auf den Spuren des heiligen Antonius« (S. 55–56) werden drei Antonius-Kapellen vorgestellt, und zwar bei Selmnu (Landkreis Lindau), Oltingen (Kanton Basel-Land) und auf der Trostburg bei Waidbruck (Südtirol). Einschlägige Rezensionen, eine Antoniter-Bibliographie und Mitteilungen beschließen das Heft. Interessant ist, daß auch in Frankreich eine ähnliche Gesellschaft entstanden ist, die »Association Française des Amis des Antonins«. (Sind Vergleiche mit dem wiedererwachten Interesse an der Jakobus-Wallfahrt nach Santiago de Compostella erlaubt?). Die Mitgliedschaft im deutschen »Antoniter-Forum« ist jedermann möglich. Der Jahresbeitrag beträgt DM 40,-; damit wird die Zeitschrift finanziert. Der Überschuß dient dem Bau einer Diakoniestation »Hospital St. Antonius« in Tempzin (Mecklenburg). Kontaktadresse: Dr. Adalbert Mischlewski, Großottstraße 8½, 85567 Grafing bei München.

Im Jahre 1992 erschien aus der Feder von Maren Kuhn-Rehfuß im Rahmen der *Germania Sacra* eine »historisch-statistische Beschreibung« des ehemaligen Zisterzienserinnen-Klosters Wald in Hohenzollern (Besprechung im Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte Bd. 13, 1994, 260f.). Heute und hier soll auf eine kleine Fortsetzung hingewiesen werden. Wie bei fast allen Klosteranlagen – zumal bei denen, die wie Wald abseits der großen Straßen lagen – machte nach der Säkularisation die weitere Verwendung einiges Kopfzerbrechen. Zunächst hatte der verbleibende Konvent noch das Wohnrecht. 1858 starb die letzte Konventualin. Daneben erhielten kommunale, staatliche und kirchliche Behörden (Forstamt, Rentamt, Pfarramt usw.) eine Bleibe. In jüngster Zeit diente die weitläufige Anlage zeitweise als Unterkunft des weiblichen Reichsarbeitsdienstes, der Hitlerjugend usw. Die Folge von alledem war eine zunehmende Verwahrlosung. Allein die Kirche blieb einigermaßen in Takt; sie diente als Pfarrkirche des Ortes. 1946 kam die Wende: Lioba-Schwester aus Freiburg richteten eine Höhere Heimschule für Mädchen ein. Treibende und prägende Kraft des Ganzen war Schwester Sophia von Kotschoubey-Beauharnais († 1979), eine begnadete Pädagogin. Sie legte großen Wert auf den karitativen Einsatz der Schülerinnen, wie auch auf deren Mitarbeit in Garten, Haushalt und Küche. Neben dem Gymnasium (Abschluß mit Abitur) wurden Kurse in Schreinerei, Schneiderei, Töpferei und Bildhauerei angeboten (Abschluß jeweils mit Gesellenprüfung). Schule und Internat erfreuten und erfreuen sich großer Beliebtheit (heute noch 200 Plätze im Internat); vor allem der katholische Adel Oberschwabens und Bayerns pflegt seine Töchter nach Kloster Wald zu schicken. Nach und nach konnte die ganze Anlage vom Staat und vom Hause Hohenzollern erworben, auch umgebaut und restauriert werden. 1991 kam es zu einem (vorläufigen?) Abschluß der Arbeiten. Aus diesem Anlaß erschien eine kleine Festschrift: *Kloster Wald. Die Geschichte eines Hauses. Festschrift zum 45jährigen Jubiläum der Heimschule Kloster Wald. (Wald 1991, 99 S.)*. Die Texte sind anschaulich und lebendig geschrieben und zugleich ein Zeugnis, wie altes Gemäuer mit neuem Leben erfüllt werden kann.

Im Jahre 1994 feierte das Kloster Weingarten das 900jährige Jubiläum der Übergabe der Heilig-Blut-Reliquie. Eine Zimelie in der Jubiläumsausstellung war die Heilig-Blut-Tafel vom Jahre 1489 (heute im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart). Die Tafel ist auf Holz gemalt und deshalb äußerst empfindlich. Um so höher ist es zu werten, daß das Museum das wertvolle und instruktive Stück ausgeliehen hat. Die Tafel zeigt auf 24 Bildern die Geschichte der Reliquie, auch das Leben des hl. Longinus, der nach der Legende das kostbare Blut auf Golgotha gerettet hat. Die Bilderfolge war also Teil der an großen Wallfahrtsorten notwendigen und üblichen »Propaganda«; im 17. und 18. Jahrhundert wurde sie durch neue, inhaltlich aber auf sie zurückgreifende Bilderzyklen ersetzt. (Teile dieser Zyklen kamen bei der Vorbereitung der Ausstellung zum Vorschein; hoffentlich werden sie in Zukunft besser verwahrt und mehr beachtet, als dies in den letzten Jahrzehnten der Fall war.) Um die Tafel aber wenigstens im Bild im schwäbischen Oberland, dem ursprünglichen und genuinen Standort, präsent zu halten, wurde sie für einen Bildband reproduziert. Die Aufnahmen stammen von *Peter Frankenstein*, die erläuternden Texte von *Norbert Kruse*, Professor an der Pädagogischen Hochschule Weingarten, der als einer der Initianten der Ausstellung die Hauptlast mitgetragen hat. Herausgegeben (und finanziert) wurde der Band von der Kreissparkasse Ravensburg, die damit eine neue Reihe »Kleinode« eröffnet (Ravensburg

1994, 68 S.). Diese Initiative verdient Anerkennung und sei anderen Sparkassen und Banken des Landes zur Nachahmung empfohlen.

Im ausgehenden 16. Jahrhundert entstand in Stegmannsdorf (bei Wusen im Ermland) eine Wallfahrt zu einem wundertätigen Kreuz. Eine kleine Kapelle genügte bald nicht mehr. Deshalb wurde von 1718 bis 1728 ein repräsentativer Neubau errichtet. Es ist eine dreischiffige Hallenkirche mit einer beachtenswerten Außenanlage. Die großartige barocke Ausstattung hat als Grundthema die Verehrung des heiligen Kreuzes. Finanziert wurde der Bau nicht nur von der Kirchenkasse der kleinen Gemeinde, sondern auch vom Domkapitel in Frauenburg. Die sehr eindrucksvolle Barockkirche hat die Wirren der beiden Weltkriege unbeschädigt überstanden. Sie erlitt aber seither beachtliche Schäden und sollte dringend einer gründlichen Restauration unterzogen werden. Von der Orgel heißt es zum Beispiel (S. 34): »Die klangvolle Orgel ist ein Werk von Johann Gottlieb Fischer aus Riesenburg; sie wurde 1798 gebaut. Leider wurden nach 1945 alle ihre Orgelpfeifen entnommen!«

Ist der erste Teil des Buches von *Lucia Pohlmann* und *Gerhard Reiffenscheid* (*Wallfahrtskirche zum Heiligen Kreuz Stegmannsdorf [Ostpreußen] und Chronik des Dorfes Stegmannsdorf [Ostpreußische Kirchen, Ermland, Bd. 5]. Münster 1992*) der Wallfahrt und ihrer Kirche gewidmet, so wurde der zweite Teil zu einer Art Dorfchronik bis zur Flucht und Vertreibung nach dem Einmarsch der Russen.

Über die Grenzen Ostpreußens hinaus verdient das Werk Beachtung. Hier werden erneut das Entstehen, die Förderung und der Inhalt einer Wallfahrt geschildert. Für Südwestdeutschland ist interessant, daß der große Wohltäter des Kirchbaus im 18. Jahrhundert, ein Frauenburger Domherr Georg Friedrich Freiherr von Königsegg, einem Zweig der schwäbischen Grafenfamilie entstammt, der im 14. Jahrhundert nach Preußen ausgewandert ist.

Im Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte Bd. 13, 1994, S. 265, wurde in einer Besprechung auch auf die vierbändige, aus der Feder von *Erich Kleimeidam* stammende Geschichte der alten Universität Erfurt verwiesen: *Universitas Studii Erfordensis, Überblick über die Geschichte der Universität Erfurt (Erfurter Theologische Studien, Leipzig: St. Benno-Verlag 1964–1981)*. Diese, unter schwierigen Verhältnissen entstandene Darstellung ist eine der großen Leistungen der Universitätsgeschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts. Unser Hinweis ist zu ergänzen und zu korrigieren: Alle Bände des Werkes sind in einer zweiten, erweiterten Auflage erschienen (seit 1985).

1764 wählte das Domkapitel von Osnabrück im Zuge der im Westfälischen Frieden von 1648 festgesetzten Alternatio den dreijährigen Sohn Friedrich des Königs von England und Kurfürsten von Hannover, Georg III. (1738–1820), zum Bischof von Osnabrück. Im Zuge der Melioration des Hochstifts gründete der Regent um 1780 auf Heidefeld östlich von Gütersloh ein neues Dorf, das ihm zu Ehren Friedrichsdorf genannt wurde. Besiedelt wurde es mit Katholiken und Protestanten. Dies führte 1793 zur Gründung zweier Pfarreien und zum Bau neuer Kirchen. Der katholischen Kirche gab der Landesherr seinen Namen; es wurde eine Friedrichskirche (*St. Friedrich in Friedrichsdorf, 1793–1993. Zum 200jährigen Jubiläum der Katholischen Kirchengemeinde, hg. v. Clemens Steiling. Gütersloh 1993*). Dies erinnert an Württemberg. Auch hier standen einige Jahre später beim Neubau katholischer Kirchen die Namen der regierenden Dynastie als Patrozinien zur Auswahl (Eberhardskirche in Stuttgart, Wilhelmskirche in Tübingen). Schwierig war es dann nur, die passenden Heiligen zu finden. *Rudolf Reinhardt*